



GERHARD LAUER

Klassik als Epoche - revisited
Ein Beitrag zur Systematik des Epochenbegriffs

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes
49,3 (2002), S. 320-329.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/lauer_klassik.pdf>

Eingestellt am 16.05.2005.

Autor

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Universität Göttingen

Seminar für Deutsche Philologie

Käte-Hamburger-Weg 3

37073 Göttingen

Emailadresse: <gerhard.lauer@phil.uni-goettingen.de>

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben: Gerhard Lauer: Klassik als Epoche – revisited. Ein Beitrag zur Systematik des Epochenbegriffs (16.05.2005). In: Goethezeitportal. URL: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/lauer_klassik.pdf> (Datum Ihres letzten Besuches).

GERHARD LAUER

Klassik als Epoche - revisited **Ein Beitrag zur Systematik des Epochenbegriffs**

[S. 320] „Die Einteilung nach Perioden ist auch für historische Darstellungen weder selbstverständlich noch notwendig“.¹ Das ist keine neue Einsicht, sondern der § 2 aus Richard M. Meyers Abhandlung über die „Principien der wissenschaftlichen Periodenbildung“ von 1901. Um 1900 war die Wissenschaftlichkeit der literaturhistorischen Epochensystematiken längst in Zweifel gezogen worden. Meyer selbst, der vielleicht reflektierteste methodische Kopf aus der Schule Wilhelm Scherers², hatte in seiner Geschichte der „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“ das Problem der Epocheneinteilung dadurch gelöst, dass er das 19. Jahrhundert schlicht in Dekaden eingeteilt hatte. Das brachte ihm nicht unerhebliche Kritik ein, bloße Annalistik zu betreiben. Seine Abhandlung antwortet auf diese Kritik. Meyers Argument ist, dass die bisherigen historischen Rubrizierungen kontingent seien, zumal dort, wo Personen mit Epochen verrechnet würden: die Goethezeit etwa. Literaturhistorisch beobachtbar sei nur der dauernde Wandel in der Literaturgeschichte. Insofern seien Epochen „Notbegrenzungen“³, um den Wandel überhaupt bilanzieren zu können. Das heißt pragmatisch das Epochenproblem zu lösen. Doch Meyer wäre nicht Meyer und hätte nicht über *wissenschaftliche* Periodenbildung gehandelt, wenn er seine Lösung schon als befriedigende Antwort empfunden hätte. Seine Überlegungen wollen den Diskussionsraum möglicher Lösungen [S. 321] abstecken, so dass „auf diese wohl einmal die Zeit prinzipiell begründeter Perioden folgen“⁴ könnte.

Man wird hundert Jahre danach nicht behaupten können, man sei einer „prinzipiell“ begründeten Periodisierung näher gekommen. Meyer hatte von einer Epocheneinteilung, die das Prädikat wissenschaftlich verdient, erwartet, dass nur das Epoche genannt wird, dem eine Einheitlichkeit zugeschrieben werden könne und „mit einer gewissen Bestimmtheit von den vorhergehenden und nachfolgenden Zeiträumen

¹ Richard M. Meyer: Principien der wissenschaftlichen Periodenbildung mit besonderer Rücksicht auf die Literaturgeschichte, in: *Euphorion* 8 (1901), S. 1-42, S. 6.

² Hans-Harald Müller: „Ich habe nie etwas anderes sein wollen als ein deutscher Philolog aus Scherers Schule“. Hinweis auf Richard Moritz Meyer, in: *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933*. Hg. Wilfried Barner/Christoph König. Göttingen 2000, S. 93-102.

³ Richard M. Meyer: Principien der wissenschaftlichen Periodenbildung mit besonderer Rücksicht auf die Literaturgeschichte, in: *Euphorion* 8 (1901), S. 1-42, S.30.

⁴ Richard M. Meyer: Principien der wissenschaftlichen Periodenbildung mit besonderer Rücksicht auf die Literaturgeschichte, in: *Euphorion* 8 (1901), S. 1-42, S.42.

abgetrennt werden⁵ kann. Einer Lösung dieser Aufgabe ist man nicht wesentlich näher gekommen als noch um die vorletzte Jahrhundertwende. Das hat gleich mehrere Gründe. Zum einen gehört es nach dem Geltungsverlust des Neomarxismus und ganz allgemein sozialhistorisch orientierter Modelle der Literaturgeschichte⁶ geradezu zum guten Ton, die Geschichtlichkeit der Literatur zu marginalisieren. Auch kann man den Unterschied zwischen Geschichte und Literatur zugunsten einer Fiktionalisierung der Geschichte kassieren⁷ oder die Historizität der Literatur zu Gunsten ihrer Anthropologisierung zurückstellen.⁸ Das ist zumindest der vage Anspruch der Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Von hier aus geurteilt, muss es scheinen, als ob die Frage nach der Epoche ein obsoletes Problem des Historismus sei, das einer wissenschaftlichen Diskussion nicht mehr die Rede wert sein könne.

Dagegen mag eingewendet werden, dass Periodenbildungen und Epochenbegriffe kaum vermeidbare Orientierungsvokabeln sind, die auf der Evidenz von Ähnlichkeitswahrnehmungen beruhen. Für eine „prinzipielle“ Begründung ist das freilich zu wenig, zumal gerade die Begriffsgeschichte vieler Epochenbegriffe nur einmal mehr belegt, wie diffus und oft genug auch widersprüchlich der Gebrauch von Epochenbegriffen ist. [S. 322] Als Heinrich Laube die Epochenbezeichnung „Klassik“ um 1840 in die Literaturwissenschaft einbrachte⁹, war damit die Zeit von Lessing bis Goethe überschrieben. Hettner orientiert seine „Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert“ vor allem an den Lebensdaten Friedrichs des Großen, Scherer an Weimar als singulärem Ereignis. Heute vermeidet man die dabei mitlaufende, allzu teleologische Stilisierung der Literaturgeschichte hin auf den Dichterbund Goethe – Schiller¹⁰, die sich in der Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts immer mehr durchsetzen sollte und spricht lieber von „Weimar im Zeitalter der Revolution und der Napoleonischen Kriege. Aspekte bürgerlicher Klassik“¹¹ oder von der „deutschen Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration: Das Zeitalter der

⁵ Richard M. Meyer: Prinzipien der wissenschaftlichen Periodenbildung mit besonderer Rücksicht auf die Literaturgeschichte, in: *Euphorion* 8 (1901), S. 1-42, S. 3.

⁶ *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie.* Hg. Martin Huber / Gerhard Lauer. Tübingen 2000.

⁷ Hayden White: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses.* Stuttgart 1986.

⁸ *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft.* Hg. Doris Bachmann-Medick. Frankfurt/M. 1996.

⁹ Heinrich Laube: *Geschichte der deutschen Literatur.* 4 Bde., Stuttgart 1839-1840.

¹⁰ Jürgen Link: „Die mythische Konvergenz Goethe - Schiller als diskurskonstitutives Prinzip deutscher Literatur-geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert“, in: *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Wissenschafts-geschichte als Innovationsvorgabe.* Hg. Bernhard Cerquiglini / Hans Ulrich Gumbrecht. Frankfurt/M. 1983, S. 225-242.

¹¹ *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.* Bd. I, 2. Hg. Viktor Žmegač. Königstein/Ts. 1978.

Französischen Revolution 1789/1806¹². Die Verschiebung auf politische Eckdaten ist freilich keine wirkliche Lösung des Problems, wenn es denn ein solches ist. Denn die gegenwärtige *opinio communis*, die Weimarer Klassik als „antirevolutionäre Ordnungsfindung“¹³ aufzufassen, die das „Vorausseilen des Kulturwandels, der revolutionäre Züge zeigt, verlangsamt und zu kontrollieren versucht“¹⁴, sie setzt einen Zusammenhang von politischer Geschichte und Literatur voraus, den die Interpretationen nicht mehr textnah einholen können. Wie kann die „verteufelte“ Humanität der „Iphigenie“ mit der Französischen Revolution korreliert werden, ohne Gemeinplätze (etwa [S. 323] von der deutschen antirevolutionären Gesinnung) zu produzieren? Wird man Winckelmanns Programmschrift von 1754 *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst* schon als Reaktion auf die protorevolutionäre Entwicklung im Ancien régime sehen? Auch hier würde man über Gemeinplätze kaum hinauskommen. Und so stehen denn auch so viele Literaturgeschichten vor der Verlegenheit, zwei weitgehend getrennte Teile zu bieten. Meist handelt der erste Teil die historischen, ein zweiter dann die literaturhistorischen Daten ab. Die Bezüge zwischen beiden bleiben lose.

Es ist klar, dass hinter dem Epochenproblem das Problem der Historizität der Literatur steckt. Und man wird nicht sagen können, es sei befriedigend gelöst. Ja man kann den Eindruck gewinnen, daß Epochenbezeichnungen hinderlich sind, um die Eigentümlichkeit von Literatur begreifen zu können. Sind darum Verfahren, die für ihre Lektüre literarischer Texte ohne historische Rubrizierungen und nationale Beschreibungsmuster auszukommen scheinen¹⁵, wie sie etwa das Verständnis der „deutschen“ Klassik lange angeleitet haben, nicht „textangemessener“? Wären nicht Formen der Literaturgeschichtsschreibung denkbar, die statt dem „Gänsemarsch“ der Stilepochen zu folgen, chronologische Ordnungen, Hierarchien der Gattungen und Leserichtungen durch die Geschichte aufkündigen?¹⁶ Man muss nicht lange suchen, um auch hier festzustellen, dass solche Unternehmungen Geschichte durch Geschichtsphilosophie ersetzen, dass neoromantische Erwartungen an eine Literatur vor

¹² Gerhard Schulz: Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration: Das Zeitalter der Französischen Revolution 1789-1806. München 1983.

¹³ Wilhelm Voßkamp: Klassik als Epoche, in: *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein*. Hg. Reinhart Herzog / Reinhart Koselleck. München 1987, S. 493-514, S.512.

¹⁴ Karl Richter / Jörg Schönert: Einleitung, in: *Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozeß*. Hg. Karl Richter / Jörg Schönert. Stuttgart 1983, S. VII-XXXI, S. X; die These liegt auch der Darstellung zugrunde von Dieter Borchmeyer: *Weimarer Klassik. Portrait einer Epoche*. Weinheim 1994.

¹⁵ So David Wellbery mit Blick auf die Dekonstruktion, in: *Wie international ist die Literaturwissenschaft? Methoden- und Theoriediskussion in den Literaturwissenschaften. Kulturelle Besonderheiten und interkultureller Austausch am Beispiel des Interpretationsproblems (1950-1990)*. Hg. Lutz Danneberg. Stuttgart u.a. 1996, S. 123-138. Dass dies eine wissenschaftshistorisch wie methodisch kaum haltbare These ist, weisen die Repliken von Klaus Weimar und Jürgen Fohrmann im selben Band nach.

¹⁶ Dies der Versuch Hans Ulrich Gumbrechts: *1926 - Ein Jahr am Rand der Zeit*. Frankfurt/M. 2001.

aller Geschichte und ein wissenschaftlich nicht operationalisierbarer Glauben an die Unmittelbarkeit von Sinn vor aller Hermeneutik auch dann noch die Literatur historisch konzeptualisieren. Ja, man muss einwenden, dass der Antihistorismus selbst nur ein radikalierter Historismus ist, der Literatur mit ganz anderen Begründungen ebenfalls zu unscharf auf Geschichte bezieht, um wissenschaftliche Aussagen plausibilisieren zu können.

[S. 324] Wenn sich Literatur nicht ohne Geschichte denken lässt und jede Form geschichtlichen Denkens nicht ohne Klassifikationen auskommt, dann ist das ein erster Hinweis darauf, dass hier eine Verbindung vorliegen muss, die genügend Zauber ausübt, um selbst noch umständliche Reflexionen auf den Begriff der Epoche zu beglaubigen. Aber warum gibt es diesen Zusammenhang? Das hat mit der Bedeutung von Literatur zu tun. Wer immer einen Text liest, und das muss nicht einmal ein literarischer sein, der identifiziert Zeichen als Zeichen und ordnet ihnen damit Bedeutung zu. Man nimmt dann an, jemand habe die Zeichen in einer kommunikativen Absicht gebraucht.¹⁷ Um nur diesen basalen Schluss von Farbunterschieden auf dem Papier auf die mögliche kommunikative Funktion zu ermöglichen, gebrauchen wir Inferenzen, wie die Psychologie dies nennt. Das sind Schlussfolgerungsverfahren, die auf unterschiedliche Ordnungen unseres Wissens zurückgreifen, etwa solche über Schrift, über kommunikative Absichten usw., also kulturell, historisch wie sozial und biologisch determinierte Wissensbestände. Wir können Dinge mit Worten machen, weil Sprecher wie Hörer über ein gemeinsames Wissen verfügen, wie Zeichen kommuniziert werden können. Solches Wissen hat ganz unterschiedliche Qualität. Das Wissen um emotive Reaktionsmuster anderer ist vor aller Geschichte und Kultur sehr tief in der Phylogenese des Menschen verankert. Das Wissen um den klassizistischen Gebrauch der Metapher vom ruhenden Meer dagegen ist hochgradig historisch, kulturell und sozial bestimmt. Ja für bestimmte Inferenzen sind individualisierte Kenntnisse etwa über den Autor notwendig.¹⁸ Wissensbestände sind also von unterschiedlicher Dauer bis hin zu modischem Wissen, was gerade aktuell ist.

Das Lesen literarischer Texte setzt sich aus solchen unterschiedlich stabilen Wissensordnungen zusammen. Dazu gehören angeborene Wahrnehmungsmuster etwa bei der Personenerkennung bzw. -bewertung, die auch für die Dekodierung von literarischen Figuren genutzt werden. Dazu gehören historisch variierende kulturelle Wissensbestände beispielsweise um die Wirklichkeit einer noch überwiegend ständisch gegliederten Gesellschaft, über die grundsätzliche Vorbildlichkeit der „anciens“, dann auch spezielles Text- und Literaturwissen über die Lizenzen bestimmter [S. 325] Gattungen, die Relevanz von paratextuellen Informationen bis hin zu einem

¹⁷ Zur inferenzbasierten Semiotik gegenüber den repräsentationistischen Zeichentheorien vgl. Rudi Keller: *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen, Basel 1995.

¹⁸ Jan Mukařovský: „Das Individuum und die literarische Evolution“, in: ders.: *Kunst, Poetik, Semiotik*. Hg. Kvetoslav Chvatík. Frankfurt/M. 1989, S. 213-238.

gruppengebundenen Wissen um die Geltung bestimmter ästhetischer Anschauungen. Wer schreibt, nutzt dieses unterschiedliche kulturelle Wissen seiner vermuteten Leser, der auktorialen Leser, wie Peter Rabinowitz sie nennt.¹⁹ Die Struktur seines Textes löst Inferenzen bei seinen Lesern aus, vor allem elaborative Inferenzen²⁰, also jene weitgehend bewusst ablaufenden Schlussfolgerungen und damit Bewertungen möglicher Erklärungen für im Text erwähnte Handlungen und Inhalte, Figurenkonstellationen, Form- und Spracheigentümlichkeiten. Solche komplexen Inferenzenbildungen machen dann die Lust am Text aus.

Schon bei dieser nur sehr groben Skizze wird deutlich, dass Textbedeutungen weder grundsätzlich instabil sind, noch auf ein Zentralsignifikat zurückzuführen sind. Vielmehr sind beim Verstehen Schlussfolgerungen auf kulturelles Wissen von unterschiedlicher Dauer notwendig. Das gilt besonders bei komplexen Texten der Hochliteratur, die auf Alltagswissen ebenso zurückgreifen wie auf stark individualisierte Schreibkonzepte. Die Selbststilisierung Goethes wäre dafür ein Beispiel. Deutlich wird vor diesem semiotisch-psychologischen Hintergrund auch, wie ungenügend es sein muss, gerade literarische Texte auf ein kulturelles Wissen, wie das um die Französische Revolution, zu beziehen. Zu viele Wissensbestände sind notwendig, um Texte wie „Hermann und Dorothea“ zu schreiben bzw. zu lesen.

Damit aber solche komplexen Texte überhaupt kommuniziert werden können, muss in der literarischen wie in jeder Kommunikation das gegenseitig vorausgesetzte kulturelle Wissen für beide Seiten hinreichend stabil sein. Es muss erwartbar sein, obgleich es sich natürlich beständig verändert. Das führt zum Problem der Epoche zurück. Wie in jeder Kommunikation gilt auch für die literarische Kommunikation, dass trotz der ständig fließenden historischen Semantik Bedeutungszuweisungen kommunizierbar bleiben müssen. Sonst würde niemand Literatur lesen und wohl auch nicht schreiben. Dabei kommt es für die Literatur und Kunst besonders darauf an, dass ihre Zeichen weder nur auf minimale, eher unbewusst ablaufende Schlussfolgerungen zurückgreifen, noch allein auf bloß tagaktuelle Wissensbestände. In beiden Fällen würde keine komplexe Textform [S. 326] entstehen können, die man als Literatur klassifizieren könnte. Es sind die kulturellen Wissensbestände mittlerer Reichweite, die die elaborativen Inferenzbildungen bestimmen, auf die es bei der Literatur besonders ankommt. Genau sie werden historisch aggregiert, literarisch kommunizierbar gemacht. Man kann also sagen: Epochen sind mittelfristig stabilisierte literarische Kommunikationen. Sie ermöglichen die Kommunikation hinreichend komplexer Texte, mithin Literatur. Sie gehören notwendig zur Literatur hinzu.

¹⁹ Peter Rabinowitz: *Before Reading. Narrative Conventions and the Politics of Interpretation*. Ohio 1987, S. 29 ff.

²⁰ vgl. zum psychologischen Inferenz-Phänomen: Arthur C. Graesser/ Marshall Singer/ Tom Trabasso: „Constructing Inferences During Narrative Text Comprehension“, in: *Psychological Review* 101 (1994), S. 371-395.

Wenn man die Schlusszene aus Maria Stuart lesen will, mag es Leser geben, denen es genügt, wenn sie nicht mehr brauchen als ihr eher subliminales Wissen um Reaktionsformen von Menschen in Extremsituationen wie der vor einer Hinrichtung. Aber Literatur muss man dafür nicht lesen. Es gibt ja Tageszeitungen. Die Lust am Text fängt dort an, wo Inferenzen mittlerer Reichweite einsetzen. Wer die katholisierende Darstellung der Maria mit der Diskussion um das Erhabene verknüpft, setze philologisch belegbar voraus, Schiller habe bei der Konzeption seines Textes diese Debatte als für seine Leser bzw. Zuschauer bekannt vorausgesetzt. Wenn bei der Lektüre der Schlusszene gefolgert wird, hier sei im erhabenen Moment die schöne Seele sichtbar, dann bedarf es hierfür eines historisch eingegrenzten Wissens um die ästhetischen Konzeptionen Schillers und Goethes, die gleichwohl Abstand halten zum ‚modischen‘ Wissen eines Karl August Böttigers.²¹ Michael Titzmann hat in seinem ‚Reallexikon‘-Artikel ‚Epoche‘ darauf verwiesen, dass von Epoche nur dann sinnvoll - oder wie Meyer sagen würde ‚prinzipiell‘ - gesprochen werden könne, wenn die literarischen Phänomene einer Epoche untereinander hinreichend distinkte Merkmale gegenüber anderen, davor und danach liegenden Zeitabschnitten besitzen, dass also die ‚Menge der Gemeinsamkeiten innerhalb einer Epoche [...] größer und/oder relevanter als die Gemeinsamkeiten zwischen der Epoche und ihrem Vorgänger bzw. Nachfolger‘²² seien. Die Forderung läßt sich umformulieren: Nicht Textmerkmale als solches sind es, die Epochen unterscheiden, sondern ihr Gebrauch, genauer ihr Gebrauch in der literarischen Kommunikation. Wer will, dass die erhabene Unbewegtheit der schönen Seele als bedeutungs[S. 327]relevant für die Lektüre der Maria Stuart identifiziert wird, muss eine hinreichend zusammenhängende Diskussion um Begriffe wie das Erhabene, das Einfache, die schöne Seele sicherstellen. Unwahrscheinlich, dass dies einem einzelnen Autor gelingen kann. Auch die Weimarer Klassik verdichtet ältere ästhetische Topoi des Klassizismus von Vitruv über Vasari, den französischen Klassizismus bis zu Winckelmann so, dass die Leser des Dramas über ein ausreichend unterschiedenes kulturelles Wissen verfügen (oder es als Philologen rekonstruieren), um elaborative Inferenzen zu ermöglichen. Wäre es nur diffus von vorangehenden kulturellem Wissen unterschieden, würde die Inferenzbildung unterkomplex bleiben müssen. Epochen sind daher Bezeichnungen für hinreichend different konturiertes kulturelles Wissen, das Autor und Leser kommunizieren.

Die Aggregation dieses Wissens erfolgt selten im Alleingang. Fast immer sind es auch soziale und keineswegs anonyme Prozesse, wie es vielleicht Begriffe wie Diskurs nahelegen könnten, die Wissensbestände hinreichend verdichten. Auch wird die Durchsetzung eines bestimmten kulturellen Wissens zur Bedeutungszuweisung

²¹ Karl August Böttiger: *Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar*. Hg. Klaus Gerlach / René Sterne. Berlin 1998.

²² Michael Titzmann: ‚Epoche‘, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1. Hg. Klaus Weimar u.a.. Berlin/ New York 1997, S. 476-480, S.477.

komplexer Texte selten nur dem literarischen Text anvertraut, zumal unter den Bedingungen offener literarischer Kommunikation seit der Neuzeit. Auch die Weimarer Klassiker haben programmatische Zeitschriften, ästhetische Schriften und biographische Selbststilisierungen genutzt, um ihre komplexen Texte kommunizieren zu können. Forcierte Abgrenzungen gegenüber anderen Stilen wie dem der Romantik sind dem dienlich. Wo die Kommunikationsgeschwindigkeit zunimmt, da nimmt die Gleichzeitigkeit und entsprechend der Differenzierungsdruck der Epochenstile zu.

Wenn das alles nicht ganz falsch ist, dann sind Rückfragen nach den epochentypischen Kunstmitteln notwendig, um historisch spezifische Inferenzmuster zu rekonstruieren, die Kunst allererst Bedeutung geben. Man kann dann nicht nur für die Literatur, sondern auch wie es Charles Rosen für die Musik gezeigt hat²³, sehr wohl Stilmittel der musikalischen Klassik destillieren, solche, die hinreichend distinkt sind, um die Musik von Haydn bis Beethoven von der Schumanns bis Mahler zu unterscheiden, etwa über die Betonung der Tonika-Dominant-Beziehung in der im engeren Sinn klassischen Musik gegenüber der Favorisierung der Medianten in der romantischen Musik, dem Unterschied von periodischer Melodiebildung und wandernder Harmonik usw. Dass sich die malerischen Mittel Mengs' von denjenigen Runges oder Friedrichs selbst für kunsthistorische Laien unterscheiden lassen, mag in der gebotenen Kürze eher intuitiv verständlich machen, warum über die Frage der literarischen Kommunikation hinaus solche nach der Einheit der Künste zu einem bestimmten Zeitabschnitt in einer Epoche notwendig sind, um Musik, Kunst oder Literatur überhaupt Bedeutung zu geben. Naheliegend ist dann auch, dass für die historischen Zeitgenossen der Klassik die Verdichtung eines kulturellen Wissens um ästhetische Leitsätze der Einfachheit oder der Linie usw. nicht nur einem Medium anvertraut wurde, sondern dass vielmehr die Künste um 1800 auf ihr Zusammenspiel für die Stabilisierung kulturellen Wissens mehr angewiesen waren als dies etwa heute der Fall ist. Wenn es daher zu historisch emergenten Effekten der kulturellen Epochenbildung kommt, dann sind dies Folgen einer Kunst, die solche Aggregationen braucht und daher auch sucht, um als hochkulturelle Kunst kommuniziert werden zu können. Schemaliteratur ist demgegenüber eher epochenresistent. Die Textmerkmale, die Vulpius in seinem „Rinaldo Rinaldini“ nutzt, unterscheiden sich nicht hinreichend von solchen gegenwärtiger Fernsehserien, um Epochenbegriffe differenzierend gebrauchen zu können. Anders für das Verständnis klassischer Kunst.

Zuletzt mögen die hier skizzierten Überlegungen zum Epochenbegriff auch verständlich machen, warum eine Untersuchung der Klassik als Epochenstil mindestens für die deutsche Literaturgeschichte noch aussteht. Das Ausweichen entweder auf das allerengste *Commercium* Goethe und Schiller oder den Ort Weimar versucht nur die historisch kaum zu operationalisierende Komplexität epochentypischer literarischer

²³ Charles Rosen: *Der klassische Stil. Haydn, Mozart, Beethoven*. München 1983.

Kommunikation zu reduzieren. Eine Literaturgeschichte der Klassik, die Winckelmann nicht anders als Haydn, den Wörlitzer Park ebenso wie Fernow und Schiller nicht ohne Moritz, Kaufmann nicht ohne Goethe liest, wäre eine Aufgabe, die nicht weniger, sondern mehr Literaturgeschichte der literarischen Kommunikation erfordert. Dieses Mehr an Literaturgeschichte ist aber nicht endlos, sondern eben dadurch begrenzt, dass auch die kompliziertesten Texte zwischen Autor und Leser kommuniziert werden müssen. Es gibt daher Epochenstile. Ihre Erforschung steht am Anfang. Und sie lohnt, weil erst so jener Zauber „prinzipiell“ verstehbar ist, weswegen vergangene Zeiten Literatur gelesen haben und wir Literatur auch vergangener Zeiten noch lesen. So gilt: Erforscht Epochenstile!